Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(19. Fortsetzung.)

Aber als sie die Hofrätin bat, zu Papa reisen zu dürfen, bekam sie erregte Vorwürfe. Welche Idee! Papa hatte zu tun und was wollte sie denn jetzt, mitten im Sommer, in Wien? Wenn ihr denn die Zeit hier wirklich so langsam verginge, warum schreibe sie nicht fleißiger an Sandruch. Der arme Kurt werde stiefmütterlich genug behandelt von ihr, kein Wunder, daß auch seine Briefe in der letzten Zeit immer kürzer und seltener wurden!

Senta seufzte und schwieg.

An Kurt schreiben? Ach, sie wußte ja nie recht, was sie ihm schreiben sollte. Sie hatten so wenig Berührungspunkte. Früher einmal schien es, als ob sie ganz gute Kameraden wären, aber wenn sie jetzt an ihn dachte, kam er ihr so unendlich fremd vor.

Ueberhaupt — wie sonderbar, daß sie stets vergaß: ich bin seine Braut!

Eines Tages kam ein kurzer Brief von ihm an die Hofrätin, worin er mitteilte, daß es ihm durch Vermittlung der Großfürstin gelungen sei, als erster Kurarzt in Fr....bad angestellt zu werden. Nach Wien werde er nur noch für kurze Zeit zurückkehren, da man ihn in seinem neuen Wirkungskreis nicht missen könne. An die Mitteilung schlossen sich noch ein Gruß an Senta und die Aufzählung verschiedener hoher Persönlichkeiten, die gegenwärtig in Fr....bad zur Kur weilten.

Die Hofrätin frohlockte.

„Oh — was macht Kurt für Karriere! Aber ich wußte es ja immer, der versteht seine Chancen auszunutzen! Nun ist er geborgen auf Lebenszeit. Und dir, Senta, welch glänzendes Leben steht dir an seiner Seite bevor! Jetzt wirst du wohl einsehen, wie recht ich hatte, als ich dich drängte, Sandruch dein Jawort zu geben!"

Senta huschelte sich fröstelnd in ihren Schal und blickte schweigend den goldgesäumten Wolken nach, die ein kühler Abendwind über das Tal trieb.

„Ist dir denn schon wieder kalt?" fragte die Hofrätin, ärgerlich, daß Senta schwieg, anstatt Freude zu bezeigen.

„Ja, Mama."

„Es ist furchtbar, wie blutarm du bist! Morgen lasse ich die Eisenpillen kommen. Aber nun geh' und schreibe Kurt ein paar recht herzliche Glückwünsche. Es ist das mindeste, was er erwarten kann."

„Kann es nicht auch morgen sein, Mama? Ich habe so furchtbare Kopfschmerzen!"

„Auch wieder! Diese Kopfschmerzen machen mich noch ganz nervös! Aber du mußt dich wirklich ein bißchen zusammennehmen, mein Kind! Willst du die Letzte sein, die Kurt gratuliert? Es ist durchaus notwendig, daß du sofort schreibst! Und schreibe ihm nett, hörst du?!" rief sie Senta, die sich seufzend entfernte, noch nach. „Schmeichle seiner Eitelkeit ein wenig, damit wickelt eine kluge Frau den Mann um den Finger und spornt ihn zu immer neuem Streben an."

Sentas Kopfschmerz war in der Tat so heftig, daß sie kaum denken konnte. Mechanisch schrieb sie ein paar Zeilen hin, ohne viel darüber zu grübeln. Es war ihr grenzenlos gleichgültig, ob Sandruch Kurarzt in Fr....bad oder Primarius in ihres Vaters Sanatorium war, ob sie dort oder da mit ihm leben mußte. ....

Und etwas von dieser Gleichgültigkeit war deutlich zwischen den konventionellen Worten zu lesen, die sie sich zwang, niederzuschreiben.

In dieser Nacht wanderte sie nicht in ihrem Zimmer herum. Wie betäubt lag sie im Bett, und nur zuweilen erpreßte ihr der rasende Schmerz in ihrem Kopf ein dumpfes Stöhnen.

Am Morgen fand sie die Hofrätin in hohem Fieber, halb bewußtlos, mit glühenden Wangen. Der rasch herbeigerufene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht und sprach von Typhus.

Es sei gut, daß die Villa außerhalb des Städtchens liege und völlig isoliert sei, so werde man den bösen Fall hoffentlich, um die anderen Kurgäste nicht zu beunruhigen, vertuschen können. Eine Wärterin wolle er sogleich schicken.

Das war eine böse Ueberraschung. Die Hofrätin war ganz fassungslos. Tausend Dinge fuhren ihr durch den Kopf. Typhus! Wie schrecklich! Das hieß nicht nur, um Sentas Leben zittern müssen, das hieß auch, auf lange Zeit hinaus allem Verkehr entsagen. Am Ende mußte sogar die Hochzeit verschoben werden, die Ende September stattfinden sollte. Jedenfalls würde Senta ganz herabkommen, elend aussehen, vielleicht sogar ihr schönes, reiches Haar verlieren...

Dann überlegte sie. Natürlich mußte man sofort an Kurt und an Westendorf depeschieren. Beide würden selbstverständlich kommen wollen. Aber Doktor Munk hatte von „Vertuschen" gesprochen. Also nicht „Typhus". Mit zitternder Hand setzte sie endlich die Depeschen auf: „Senta schwer erkrankt, Kommen erwünscht, Platz genug vorhanden."

Eine Stunde später trug der Portier beide Depeschen auf die Post.

Von Sandruch kam die Antwort fast umgehend: „Kommen leider unmöglich, bitte um tägliche Drahtnachricht."

Westendorf depeschierte nicht. Die Hofrätin erwartete ihn daher mit dem Nachtschnellzug und ließ sein Zimmer instand setzen.

Senta wußte von nichts. Sie lag mit geschlossenen Augen da, unruhig zusammenhanglose Worte vor sich hinmurmelnd, während die von Doktor Munk gesandte Wärterin geräuschlos ihres Amtes waltete.

* * *

Westendorf wanderte in rastloser Nervosität die lange Zimmerflucht seiner Privatwohnung auf und nieder.

Mit Ausnahme seines Schlaf- und Ordinationszimmers, an das sich ein kleiner Wartesalon schloß, waren überall die gelbseidenen Rouleaus herabgelassen, die Teppiche aufgerollt, und die Polstermöbel mit Ueberzügen versehen.

Es roch nach Kampfer und Naphthalin. Ein Hauch unwirtlicher Leere lag über den Räumen, in denen es totenstill war, denn seit die Hofrätin in Ischl weilte, war auch das weibliche Dienstpersonal dort, und Westendorf, der im Hotel aß, hatte nur den Diener Martin zu seiner Verfügung.

Es ging auf Mittag. Alle Augenblicke sah Westendorf auf die Uhr, und je weiter der Zeiger vorrückte, desto mehr wuchs seine Nervosität.

Warum kamen sie denn nicht? Dieses Warten war fürchterlich. ....

Er blieb stehen und wischte sich mit dem Taschentuch über die schweißfeuchte Stirn. Dann suchte er seine Gedanken zur Ruhe zu zwingen.

Vielleicht ängstigte er sich umsonst! Vielleicht kamen Schwimmer und Herwecker gar nicht im Namen der Fakultät zu ihm. Hatte er nicht etwa nur in die feierliche, schriftliche Ankündigung ihres Besuches etwas hineingelegt, was gar nicht darin war?

Mußte es sich denn gerade um diese leidigen Artikel in der Medizinischen Rundschau handeln? Sie konnten ja auch sonst etwas von ihm wollen. Ein Gutachten, einen Rat.—

Aber eine Stimme in ihm sagte mit unerbittlicher Gewißheit: „Nein, es handelt sich um Doktor Robins Beschwerde. Und sie werden dein Ehrenwort fordern oder Beweise, daß du und nicht Robin zuerst jene Entdeckung machtest. Kannst du beides nicht geben — und du kannst es ja nicht! — dann werden sie fordern, daß du freiwillig aus der Oeffentlichkeit scheidest, nicht nur deine Ehrenstellen, sondern auch das einträgliche Amt als Vorstand der Klinik niederlegst. ....

Und das heißt, daß du, gestern noch im Zenit des Ruhmes, morgen so gut wie tot bist!"

Er stöhnte. Der Schweiß stand in großen Perlen auf seiner Stirn. Ein wilder Blick flog über den Spiegel, an dem Westendorf eben vorüberging, und zeigte ihm ein verzerrtes Gesicht, auf dessen Backenknochen rote Flecken brannten.

Konnte das wirklich sein Ende sein? Konnte man ihn denn zwingen, in Pension zu gehen? Und wenn er nicht wollte? Sich wehrte mit allen Mitteln?

Schließlich würde man eine Zeitlang reden, sich beruhigen und — vergessen.

Nein, er ließ sich nicht niederringen. Gewiß, es war kopflos gewesen, durch jene Artikel die sinkende Bedeutung unter den Fachgenossen neu beleben zu wollen. Leichtsinnig war es gewesen, da er ja die Möglichkeit, daß Robin inzwischen seine Ideen praktisch versucht haben und sich wehren könnte, ins Auge hätte fassen sollen. Aber es war nun einmal geschehen, und nun handelte es sich ganz einfach um die Existenz.....

Ein Westendorf mußte doch mehr gelten, als dieser simple, kleine französische Arzt — bah, es würde schon gehen. ....

Er fuhr zusammen. Draußen hatte es geklingelt. Schon? Kamen sie schon? Es dünkte ihn plötzlich, als wäre es noch viel zu früh.

Aber es war nur der Diener, der ein Telegramm aus Ischl brachte.

Mißtrauisch, ärgerlich fast, warf Westendorf die Depesche zunächst auf den Schreibtisch und unterschrieb den Empfangsschein.

Von Lydia natürlich. Und natürlich brauchte sie wieder Geld zu irgend einem Wohltätigkeitsfest oder etwas Aehnlichem. Aus anderen Gründen hatte sie ja in der letzten Zeit kaum mehr die Gnade, sich seiner zu erinnern. Freilich — als sinkende Größe war er in ihren Augen nichts mehr. ....

Er hatte unterschrieben und reichte dem Diener den Schein.

„Ich erwarte zwei Kollegen, Martin", sagte er kurz. „Wenn die Herren hier sind, können Sie sich entfernen und brauchen erst am Abend wiederzukommen."

„Sehr wohl, Herr Hofrat. Für welche Stunde und wohin soll ich den Chauffeur bestellen?"

„Gar nicht. Ich mache heute keine Krankenbesuche mehr. Habe zu schreiben."

Wieder stand er allein und wartete. Und dann tönte zum zweitenmal die Klingel draußen. Diesmal waren sie es. ....

Mit einer instinktiven Gebärde riß Westendorf an der Rouleauschnur, daß auch hier in seinem Arbeitszimmer plötzlich das grell einfallende Tageslicht durch die seidenen Vorhänge gedämpft wurde.

Dann fiel sein Blick auf das noch uneröffnete Telegramm, das er ganz vergessen hatte.

Mechanisch riß er es auf. Unruhig flimmernd haftete sein Blick darauf, während er zugleich mit allen Sinnen nach dem Flur lauschte, durch den sich Schritte seiner Tür näherten.

Senta krank? In diesem Augenblick waren es ihm Worte ohne Sinn und Bedeutung. Er faßte sie kaum. In seinen Schläfen war ein dröhnendes Hämmern, schwer und dumpf klopfte ihm das Herz in der Brust.

Dann ging er mit einer gewaltigen Anstrengung den Eintretenden entgegen, ein scheinbar unbefangenes Lächeln um den seit seinem letzten Unwohlsein auf der Klinik noch immer etwas schief gezogenen Mund.

Und alles, was er gefürchtet hatte, traf ein.

Die Unterredung war äußerst kurz und förmlich. Schwimmer und Herwecker, die sich der peinlichen Mission nur ungern und hauptsächlich darum unterzogen hatten, damit die ganze Sache vorläufig einen mehr privaten Charakter behielt, beschränkten sich auf das Allernötigste.

Sie fragten nur, ob Westendorf Kenntnis davon gehabt habe, daß Doktor Robin, der vor zwei Jahren eine Zeitlang seine Klinik frequentierte, im Begriff stand, noch vor ihm dasselbe neue Verfahren bei Blinddarmoperationen in Anwendung zu bringen. Ferner, ob er in Anbetracht von Robins Behauptungen vielleicht beabsichtige, die betreffenden Artikel zurückzuziehen und seinen Standpunkt zu ändern.

„Nein!" antwortete Westendorf, den beiden Kollegen seltsam starr ins Gesicht sehend.

„Sie beanspruchen also das Prioritätsrecht in dieser Frage?" fragte Professor Herwecker.

„Unbedingt!"

„Und wenn es zu gerichtlichen Schritten führen sollte . . . man kann schließlich nicht wissen, was dieser Franzose weiter beabsichtigt."

„Auch dann! Ich werde die Konsequenzen tragen."

Professor Schwimmer drückte Westendorf die Hand.

„Bravo! Ich wußte es ja, daß Sie kein Dieb sind! Solche Schufte gedeihen gottlob nicht im reinen, hehren Reich der Wissenschaft! Und nun, nichts für ungut, lieber Kollege... mir ist so leicht ums Herz jetzt... ja, und was diesen Robin betrifft, nur Mut! Wir alle stehen selbstverständlich nun unentwegt auf Ihrer Seite!"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Wie erobert wir Herzen.

Deine Wissenschaft wird nur wenig Einfluß auf das Gemüt haben, wenn deine Sitten die Herzen wider dich einnehmen. Wie leicht hingegen wirst du da den Verstand besiegen, wo du bereits das Herz eingenommen hast. Herzen aber sind keineswegs durch bloße Höflichkeit, die jeder ausübt, einzunehmen. Sich gegen die verbeugen, die sich vor uns bücken, denen, die zu uns reden, trocken antworten, und niemandem etwas Beleidigendes sagen, das ist eine solche verneinende Art von Wohlanständigkeit, die nichts mehr beweist, als daß man kein Tier ist. Eine geschäftige, heitere, dienstfertige, verführerische Höflichkeit ist nötig, um das Wohlwollen anderer zu gewinnen. Du mußt sorgfältig auf ihre Leidenschaften, ihren Geschmack, ihre kleinen Launen und Schwachheiten acht haben. Zieh dein eigenes Herz zu Rate und besinne dich, wie sehr kleine Aufmerksamkeiten, wenn andere dir sie bezeugen, demjenigen Grade von Eigenliebe und Eitelkeit schmeicheln, von dem kein Lebendiger frei ist! Bedenke, wie sehr sie dich dem Liebenswürdigen geneigt machen, wie günstig du alles aufnimmst, was er sagt oder tut.

— Neue Krankheit. Bäuerin: „Mein Mann führt seit einigen Tagen so merkwürdige Reden, Herr Doktor; der wird doch nicht . . ."

Arzt: „Unsinn, machen Sie sich keine Sorge — der scheint etwas gelesen zu haben, was ihm nicht bekommen ist — das ist so eine kleine Gehirnverschleimung!"

Poesie und Kochkunst.

Ein Freund kulinarischer Genüsse hat unlängst die Frage erörtert, wie weit sich unsere Dichter mit der hohen Kochkunst beschäftigt haben. Er führt da u. a. Folgendes an:

Goethe hat nur gelegentlich der Kunst des Essens, die in der französischen Literatur eine so eingehende Würdigung erfuhr, die verdiente Beachtung geschenkt. So erzählte er in seinen Tagebüchern von einem Ritter O'Hara, einem trefflichen Gesellschafter, guten Wirt und Ehrenmann, der eine Zeitlang in Weimar Aufenthalt genommen habe. „Die Geschichten seiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über sich selbst zu würzen verstand, verbreiteten über seine Tafel einen angenehmen, vertraulichen Ton. Daß seine Köchin die trefflichsten Beefsteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem echtesten Mokkakaffee seine Gastmahle schloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienst angerechnet." Außer den Gastmahlen bei diesem Malteserritter hat sich Goethe aber auch höheren kulinarischen Genüssen hingegeben, heißt es doch gelegentlich in einem seiner Gedichte: „So frißt 's Würmlein ein frisch Keimlein - Blatt, Das Würmlein macht das Lerchlein satt, Und weil ich auch bin zu essen hier, Mir das Lerchlein zu Gemüte führ'." Im allgemeinen aber ist Goethes spezielles Verhältnis zur Eßkunst bisher von eifrigen Germanisten noch nicht untersucht worden, und wir vermöchten auch keinen deutschen Dichter von Bedeutung zu nennen, der in der Kochkunst sich irgendwie hervorragend bewährt hätte.

Ganz anders liegen die Dinge in Frankreich, der Heimat des klassischen Gastronomen Brillat-Savarin, dessen „Physiologie des Geschmacks" in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien. Hier haben Persönlichkeiten wie der ältere Dumas einen begründeten Ruf als Kochkünstler genossen, und die Zahl der Esser, die wie Balzac über einen geradezu unnatürlichen Appetit verfügten, ist Legion. Die französische Gastronomie geht zurück auf einen Mann des Ancien Régime, auf jenen Grimod de la Reynière, dessen Großvater, seines Zeichens Generalpächter, an einer Gänseleberpastete erstickt war. Der jüngere Grimod war ursprünglich Advokat gewesen, dann mit den Gesetzen in Konflikt gekommen und hatte einen ambulanten Basar begründet, dessen Warenverkauf er durch niedliche kleine Verse unterstützte. Er hatte die französische Revolution mit den Worten abgetan, daß während ihrer ganzen Epoche nicht ein einziger schöner Turbot auf den Markt gekommen sei. Um die vernachlässigte französische Küche zu heben, gibt er nun zu Beginn des napoleonischen Jahrhunderts einen mehrere Jahre hindurch erschienenen „Almanach der Gourmands" heraus, in dem von allen Finessen der Küche und des Servierens, von der Art, wie man ein gutes Diner zusammenstelle, die Rede war. Diese Aufsätze waren durchsetzt von allerhand geistreichen Bemerkungen. Es hieß etwa, man müsse mit der Zubereitung eines Fasanen so lange warten, wie ein Schriftsteller, der sich niemals auf Schmeicheleien verstanden habe, auf eine Pension. Oder es heißt bei ihm: „Ein frischer Wein, ein Diner ohne Zeremonie und die Musik von Dilettanten sind gleichmäßig zu fürchten."

Ein halbes Jahrhundert hindurch ist Grimod die maßgebende Instanz für alle kulinarischen Genüsse von Paris gewesen. Die Wildbrethändler, Konditoren und Obstverkäufer schickten ihm Rezensionsexemplare ins Haus, und jedes neue Gericht unterstand seiner Kritik. Eines Tages macht er sich durch seine Frau den schlechten Spaß, seine Freunde zu einem feierlichen Totenmahl einzuladen, bei dem er zu aller Ueberraschung zuletzt selbst erschien. Grimod, der erst in den dreißiger Jahren des neuen Jahrhunderts starb, hat die galante Zeit, der er angehörte, gründlich überlebt. Er ist nicht mit seinen kritischen Werken auf die Nachwelt gekommen, wohl aber mit seinem „Almanach", dem sich noch andere Werke kulinarischen Charakters anschlossen.

Abfuhr.

Ein Arzt und ein Rechtsanwalt stritten sich über die Vorzüge ihrer Berufe. „Ich sage gewiß nicht", bemerkte der Arzt, „daß alle Advokaten keine Ehrenmänner wären, aber auch Sie werden mir zugeben, daß Ihr Beruf nicht gerade der geeignetste ist, die Menschen zu Engel zu machen." — „Darin haben Sie recht," erwiderte der Advokat, „in diesem Punkte sind uns die Aerzte bei weitem überlegen."

— Trost. Hauswirtin (zum Zimmerherrn): „Hören Sie mal, das geht aber nicht länger so; alle meine Herren bezahlen pünktlich, nur Sie allein sind immer im Rückstand!"

Student: „Ja, das ist eine alte Erfahrung, Frau Müller, ein räudiges Schaf finden Sie bei jeder Herde."

Jetzt vollendet.

Der neue Funkenturm von Nauen bei Berlin.

Noch zweijähriger Bauzeit ist der große Funkenturm der Nauener Riesenstation jetzt glücklich vollendet. Höher, stolzer und kühner als sein niedergebrochener Vorgänger reckt er das zierliche und doch so kräftige Gliederwerk in den blauen Aether bis zur Höhe von 260 Meter. Gewiß, der Eiffelturm ist sogar 330 Meter hoch, aber er erreicht diese Höhe unter einem Materialaufwand von vielen tausend Tonnen Stahl, während der ganze Nauener Turm überhaupt nur 350 Tonnen wiegt. Und der Eiffelturm ruht auf vier kräftigen, weit voneinander entfernten Stützpunkten, während der Nauener Turm wie eine Nähnadel auf einer einzigen Spitze balanciert und nur durch gewaltige, aus Stahldrähten gesponnene Spannseile, die sogenannten Turmpardunen, in seiner senkrechten Stellung gehalten wird. Und nähert man sich nun dem Fuße dieses genialen Bauwerkes, so wird noch etwas anderes bemerkbar. Dieser ganze mächtige Stahlturm ruht auf Porzellanisolatoren, weil er eben aus elektrischen Gründen von der Erde vollkommen isoliert sein muß. Einen Turm von der 2.5fachen Höhe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche auf Porzellan zu betten, das ist eine technische Glanzleistung für sich.

Doch damit sind die merkwürdigen Eigenschaften dieses Bauwerkes noch nicht erschöpft. Betrachtet man die Konstruktion näher, so zeigt es sich, daß dieser eigenartige Turm in Wirklichkeit aus zwei Türmen besteht, die mit den Spitzen aufeinander stehen. Bis zur Höhe von 160 Meter reicht der untere Turm. In Höhen von 50 und von 130 Meter greifen ihn je drei mächtige Spannseile an und halten ihn in seiner senkrechten Stellung. In etwa 150 Meter Höhe ist das stählerne Fachwerk wieder zu einem mittleren Knotenpunkt zusammengezogen, und auf diesem Punkte balanciert der zweite noch einmal reichlich 100 Meter hohe und etwas schlankere Oberturm. Auch er wird durch Spannseile gehalten, die etwa 190 und 240 Meter über dem Erdboden angreifen.

Im Innern dieses kühnen Bauwerkes, so heißt es in einer Schilderung desselben, führt eine schmale, senkrechte, eiserne Leiter bis zur schwindelnden Höhe empor, und die Turmarbeiter, die es an Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit mit den berühmten New Yorker Wolkenkratzermännern voll aufnehmen, laufen schnell und sicher wie die Ameisen auf dieser Stiege auf und nieder. Gerade jetzt aber am Schlusse der Montage bot sich noch eine andere Möglichkeit, die Höhe zu gewinnen. Auf der Spitze des Turmes steht noch der Baukran, an dem jetzt die neuen Antennen, die eigentlichen elektrischen Luftdrähte, hochgewunden werden. Und es existiert ein reichlich kleiner und primitiver Holzkasten, in dem man mit Hilfe der Winde an der Außenseite des Turmes die Fahrt in die Höhe machen kann. Eine Fahrt, die nicht ganz unbedenklich und nur für vollkommen schwindelfreie Gemüter zu empfehlen ist, die aber Eindrücke von unvergleichlicher Schönheit bietet.

Schon geht die Winde an, und der Kasten steigt in die Höhe. Aber die im Kasten sitzen, haben nur den Eindruck, als ob das Land zu sinken beginne und der Horizont sich zusehends weite. In wenigen Sekunden ist das anfängliche Gefühl der Beklemmung überwunden, und das Auge durchforscht den Horizont, sieht die Felder sich breiten, die Wälder verschwimmen und ganz in der Ferne das Dunstmeer der Großstadt Berlin auftauchen.

Höher und höher geht die Fahrt, und ununterbrochen dringt das gleichförmige monotone Klappern des Kinoapparates an das Ohr. Denn dieser Aufstieg dient gleichzeitig dem Zwecke einer Filmaufnahme. Das Kino, dem nichts heilig ist, hat sich auch das Nauener Riesenturmes bemächtigt. Im Innern des Turmes steigt mit gleichmäßigen schnellen Schritten der Monteur, der seit zwei Jahren den Aufbau des Turmes geleitet hat, in die Höhe, und draußen, immer vier Meter über ihm, damit auch das sinkende Panorama in das Kinobild kommt, fährt der schwanke Kasten in die Höhe. Bis endlich die volle Turmhöhe erreicht ist und ein Panorama mit einem Durchmesser von 120 Kilometer sich den Blicken bietet.....

Noch einmal schnell 30 Meter Film dieses grandiosen Rundbildes. Dann steigt auch der Monteur in den Kasten, und die Fahrt nach unten beginnt.

—Erklärung. „Wie kommt es, Anna, daß ich, so oft ich in die Küche trete, einen Liebhaber bei Ihnen finde?" — „„Ja, weil Gnädige immer in so leisen Hausschuhen daherkommen!""

Bei den Eingeborenen von Madagaskar bedeutet fotsy „weiß" soviel wie „schlecht", „weißwaschen" soviel wie verächtlich machen, anschwärzen.

Aus Chinas Zeitungswelt.

Die Zahl der täglich erscheinenden Blätter auf tausend geschätzt.

Vor kurzem kam aus China die Nachricht von dem qualvollen Tode eines heroischen Journalisten, der im wahrsten Sinne ein Märtyrer seines Berufes geworden war. Der Gouverneur der Stadt Kantschu hatte einigen zwanzig seiner Untergebenen kurzerhand den Kopf abschlagen lassen und der Redakteur des in jener Stadt erscheinenden Blattes „Ta Kung Pao" hatte sich erdreistet, einen Bericht darüber zu bringen. Das erregte den Zorn des gewaltigen Gouverneurs in solchem Maße, daß er den Zeitungsmann auf der Stelle gefangen setzte, und als dieser sich weigerte, ihm den Verfasser des Artikels namhaft zu machen, zu Tode prügeln ließ. Der Mann starb, ohne daß der erwünschte Name über seine Lippen gekommen wäre, als Märtyrer seines Berufes.

Es ist erstaunlich, welchen Aufschwung das Zeitungsleben in China in der jüngsten Zeit genommen hat. Denn wenn das Reich der Mitte sich auch rühmen darf, in der Pekinger Zeitung (die allerdings nichts weiter als ein periodischer Hofbericht war und die vor wenigen Jahren erst sich zu einer Zeitung im eigentlichen Sinne gewandelt hat, die älteste Zeitung der Welt zu besitzen, so konnte doch bis in die neueste Zeit hinein von einer ausgebildeten Presse im eigentlichen Sinne durchaus nicht die Rede sein. Die ersten Zeitungen im modernen Sinne wurden in den Schanghaier privilegierten Fremdenkolonien herausgegeben, weil es nur an diesem Platze Chinas möglich war, eine freie Sprache zu führen. Schanghai war auch sonst in mancher Hinsicht der gegebene Mittelpunkt des chinesischen Zeitungswesens. Hatten doch alle vor 40 Jahren vorhandenen, zum Teil recht primitiven Verkehrseinrichtungen und Postverbindungen dort ihren Hauptsitz. Und auch heute noch ist Schanghai das Zeitungszentrum Chinas und nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, die Hauptstadt Peking. Auch heute noch gibt es außerhalb Schanghais in ganz China nicht eine einzige täglich erscheinende Zeitung, die so hohe Auflageziffern nachweisen kann, wie sie die führenden Blätter dieser Stadt haben.

Betrachtet man das Land als Ganzes, so ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn man jetzt die Zahl der täglich erscheinenden Zeitungen in China auf rund 1000 annimmt. Aber man muß in der chinesischen Presse scharf unterscheiden zwischen dem Einfluß, den die zahlreichen, pilzartig aus der Erde geschossenen und zum Teil mordbrennerischen Blätter ausüben, und dem weiterreichenden Einfluß lang bestehender Zeitungen. Der wirklich geistig hochstehende und sich verantwortlich fühlende Teil der chinesischen Presse ist bemüht, bei dem Volke Interesse an der Politik zu wecken und führend in der öffentlichen Meinung über soziale und sittliche Fragen voranzugehen. Das Opiumlaster, das Einschnüren der Füße, die Sklaverei der Frau, das Konkubinat und manche anderen gesellschaftlichen Uebelstände werden von der besseren chinesischen Presse verurteilt. Sie geißelt auch in scharfen Ausdrücken die Bestechlichkeit und Unfähigkeit der Beamten. Volkstümliche Erziehung und Reformen auf dem Gebiet des öffentlichen Gesundheitswesens, die Anpassung an europäische Gebräuche, kaufmännischen, industriellen und finanziellen Charakters, Rede- und Pressefreiheit, Freiheit und Unantastbarkeit des Staatsbürgers, die freiheitliche Stellung der Frau, manchmal sogar Frauenemanzipation, — kurz, jeder fortschrittliche Gedanke genießt die fast ungeteilte Unterstützung der besseren chinesischen Presse.

Der Unrechte.

Dresdner Haupt-Bahnhof. Ein Herr stürzt aufgeregt die Treppe hinauf. Mitten auf der Treppe begegnet ihm ein Mann in Eisenbahnuniform. „He, Sie!" ruft er den Mann an, „krieg' ich den Zug nach Berlin noch?"

Und der Mann antwortet: „W.. w..wenn S..S..Sie mich n..n.. nicht gef..f..fragt hätten, h..h..h.. hätten Sie ihn n..n..noch gekriegt!"

— Die Klatschbasen. Nachbarin: „Gott, wie die Zeit so beim Plaudern vergeht! Ich wollte Ihnen nur eben Guten Morgen sagen ... und jetzt ist's schon wieder Mittag!"

— Ein ehrlicher Kerl. A.: „Habe mir heute gegen monatliche Ratenzahlungen einen Revolver gekauft!"

B.: „Was willst Du damit?"

A.: „Ich bin des Lebens überdrüssig! Sobald er bezahlt ist, schieße ich mich tot."

— Leichtsinniges Versprechen. Gläubiger (verlegen): „Nehmen Sie 's nicht übel, daß ich schon wieder mit der Rechnung komme, Herr Baron, aber meine Frau läßt mir keine Ruh . . . der hab' ich 'n neuen Hut versprochen, wenn ich von Ihnen mein Geld kriege!"

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Neuartige, elegante Sommerbluse.
No. 8280.

An dieser duftigen Bluse sieht man den Westen-Effekt in vollständig neuer Form, und tadellos zu dem graziösen Falten-Arrangement des Anglaisstyls passend. Die langen Aermel, eine Neuheit, sind in Ellbogenhöhe angesetzt und mit breiten Spitzenmanschette verziert; gleicher Spitzenbesatz in „Medici"-form ist als Halsbekleidung über dem Schalkragen angebracht. Alle duftigen Spitzen- und Chiffonstoffe sind zur Herstellung dieser schönen Bluse geeignet; ebenso aber auch die stabileren Waschkrepps, deren zarte Muster in dieser Machart bestens zur Geltung kommen. Für schlanke Damen, auch für junge Frauen ist No. 8280 ein vorzüglich kleidsames Modell, das zur Verarbeitung 3 Yards Material bei 36 Zoll Breite erfordert. Das Schnittmuster ist vorrätig in Größen von 34—42.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 15 Cents an jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Die Lektüre der Jugend.

Eins der allerschwierigsten Probleme der Erziehung ist das der Lektüre. Soll man junge Mädchen und halbflügge Jungen überhaupt viel anderes lesen lassen als das, was sie von Schule wegen lesen müssen, und was soll man ihnen zu lesen erlauben? Viele meinen, viel Lesen sei überhaupt von Uebel; die werdenden Menschen sollten ihre freie Zeit mit Betätigung im Haushalt, mit Spazierengehen, Spielen im Freien, wohl auch mit Besichtigung von Werkstätten und Fabriken, mit „Basteln" und dergleichen Dingen, die auf das praktische Leben vorbereiten, ausfüllen. Nun: da wird man wohl sagen dürfen: eines tun und das andere nicht lassen; all das und noch manches andere ist gut, aber Lesen ist auch von Wert. Aber was lesen? Ja, dafür kann es keine Regel geben. Es kommt sehr viel darauf an, was denn die Eltern aus ihren Kindern „machen" wollen, d. h., was ihnen als Ideal für sie vorschwebt.

Also sollen die Eltern ihren Kindern die Bücher selbst aussuchen, alles vorher lesen, was sie ihnen geben? Das geht — in der Theorie. Aber gibt es heute noch viele Väter, deren Nerven es gestatten, neben ihrer Arbeit dauernd „Vorkau-Lektüre" zu treiben? Schwerlich. Man wird dem Zufall nicht die Mitirkung versagen können. Aber natürlich gibt es eine Menge Bücher, die man auch den jungen Mädchen „ungesehen" zur Lektüre freigeben kann; jeder Gebildete kennt Hunderte davon: klassische Dichterwerke, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, naturwissenschaftliche, populärphilosophische, auch den oder jenen Roman. Allzu ängstlich braucht man nicht zu sein. Will man nicht gerade Heilige erziehen, so werden Zehn- bis Fünfzehnjährige aus Büchern der genannten Art kein Gift saugen! — Sehr anzuraten ist aber eins! Man sollte die lesewütige Jugend anhalten, ab und zu von einem Buch eine kurze Inhaltsangabe aufzuschreiben. Eine Viertelstunde am Abend widmet man der Besprechung des von den Kindern Gelesenen; eine Viertelstunde wird man immer übrig haben!